

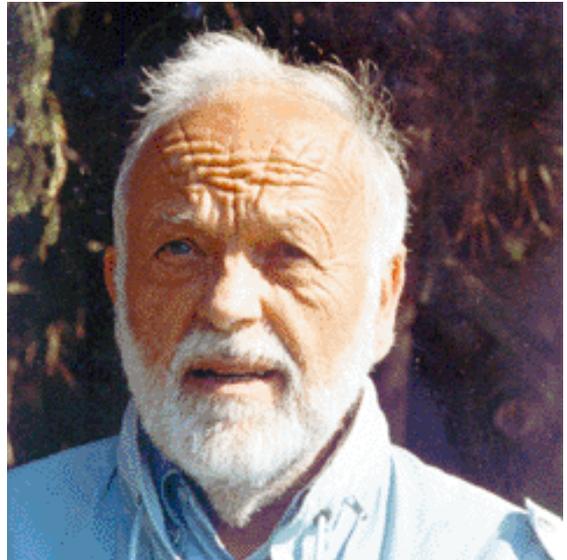
## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### **Herr Spittler, wo sind Sie aufgewachsen, in welchen familiären Verhältnissen?**

Ich stamme aus dem Schwarzwald, meine Eltern kamen beide aus einem Dorf in der Nähe von Freiburg. Sie hatten eher einen bäuerlichen Hintergrund, wobei mein Vater vor dem Zweiten Weltkrieg der Erste im Dorf war, der das Abitur machte. Später war er Finanzbeamter und wurde nach Donaueschingen versetzt. Dort bin ich 1939 geboren und anschließend aufgewachsen; dort machte ich auch mein Abitur.

### **Haben Sie als Kind noch die letzten Kriegsjahre und den Einmarsch der Franzosen mitbekommen?**

Nun, ich bin ja quasi französisch „kolonisiert“, nicht amerikanisch. An dem humanistischen Gymnasium, das ich als Schüler besuchte, habe ich in der Tat kein Englisch gelernt, sondern die Fremdsprache war Französisch. Ich kann mich auch noch sehr gut daran erinnern, wie ich im Alter von zehn bis zwanzig Jahren fast jede Nacht von Fliegerangriffen träumte. In Donaueschingen war eine militärische Garnison der Wehrmacht stationiert, wir wohnten nicht weit davon entfernt. Als ab 1944 Luftangriffe der Alliierten geflogen wurden, gingen wir immer in den Wald. Daran habe ich noch sehr lebendige Erinnerungen, und obwohl ich jetzt schon seit Jahrzehnten nicht mehr diese Träume bekomme, weiß ich doch noch, dass mich das noch lange nach dem Krieg beschäftigt hat.



### **Sie erwähnten gerade den bäuerlichen Hintergrund Ihrer Familie – können Sie das kurz erläutern?**

Ja, einer meiner Großväter war Bauer im besagten Dorf, aus dem meine Eltern kommen; der andere Großvater war dort Schreiner.

### **Als Sie anfangen, sich beruflich zu orientieren, wurden Sie da von Ihren Eltern unterstützt?**

Mein Vater ist im Krieg gefallen, insofern hatte er damit nichts mehr zu tun. Meine Mutter hatte keine Gymnasialausbildung, geschweige denn ein Studium, von daher gehörte das nicht zu ihren Kreisen. Meine Schwester und ich waren jedoch sehr gute Schüler, welche die Lehrer immer förderten, darum wurden wir von unserer Mutter in dieser Hinsicht auch akzeptiert und unterstützt. Sie selbst war in den dreißiger Jahren in Berlin bei einem Professor als Hausmädchen angestellt gewesen, dazu wollte ich sie später immer interviewen – doch dann ist sie leider verstorben.

### **Welche Fächer interessierten Sie während der Schulzeit besonders?**

Das waren die geisteswissenschaftlichen Fächer wie Geschichte, aber auch Deutsch, Latein und Griechisch fand ich spannend.

### **Hatten Sie während der Zeit des Abiturs schon konkrete Studienwünsche?**

Donaueschingen und der Schwarzwald sind ja etwas abgelegen, und damals war ich auch Mitglied in der Jungschar der Kirche. Eine Sache, die mich - auch im Hinblick auf die Ethnologie - immer sehr beeindruckte, war der Besuch eines Missionars, der einmal im Jahr vorbeikam und uns Bilder aus Afrika zeigte. Ich bin mir ziemlich sicher, dass meine Liebe zu Afrika und mein Interesse an der Ethnologie damit zu tun haben – auch wenn ich das zunächst gar nicht studierte. Damals wusste ich ja noch nicht einmal, dass ein solches Fach überhaupt existiert.

Was für mich auch sehr prägend war: In Donaueschingen besaß der Fürst von Fürstenberg eine der bedeutendsten

Privatbibliotheken Deutschlands, wobei heute jedoch ein Großteil der wertvollen Sachen verkauft ist. Damals gehörte auch eine allgemeine Bibliothek dazu, in der ich sehr viel las, unter anderem auch eine Menge Reiseberichte. Ich erinnere mich, eines meiner ersten Bücher war ein Reisebericht aus der Antarktis. Außerdem hatte ich Max Weber gelesen und wollte daher bei ihm in Heidelberg studieren. Ich wusste nicht, dass er längst tot war und schrieb mich in Heidelberg ein. Dort begann ich, Soziologie zu studieren und belegte auch Veranstaltungen in Geschichte, Philosophie und Germanistik. In dieser Zeit konnte man ja noch in die Breite und nach Interesse studieren. Es gab kein Bachelorsystem und auch noch keinen Magister, bis auf die Promotion musste ich keine Examen machen. Bei der Ethnologie war, wenn ich mich recht erinnere, Mühlmann nicht mehr da – er wurde vertreten. Außerdem begann ich auch Volkswirtschaft zu studieren, das hat mich schon immer interessiert.

### **In welchem Jahr kamen Sie nach Heidelberg?**

Nach dem Abitur musste ich noch ein Jahr zur Bundeswehr und 1959 begann ich dann mein Studium.

### **Wie muss man sich das damalige Institut für Soziologie und Ethnologie in Heidelberg vorstellen? Was waren Ihre ersten Eindrücke?**

Zunächst einmal war es enttäuschend festzustellen, dass Max Weber nicht da war. Es gab zwar noch Alfred Weber, seinen Bruder, aber er war sehr alt und nicht mehr an der Uni tätig. Generell gab es überhaupt keine Professoren am Institut, sondern nur die Assistenten, wie beispielsweise Reimann und Kiefer. Es war einfach wenig los und so ging ich nach einem Jahr weg und zog nach Hamburg. Ich wollte zu dem berühmten Soziologen Schelsky, doch er verließ Hamburg nach kurzer Zeit. Ich blieb für etwa ein Jahr in Hamburg und ging dann über ein Austauschstipendium nach Bordeaux – allerdings mehr aus Interesse an Frankreich. Schließlich zog ich wieder jemandem hinterher, und zwar Professor Popitz, der in Basel unterrichtete.

### **Wovon sind Sie denn in diesen bewegten Studentenjahren am meisten geprägt worden, etwa in Bezug auf die Gegenstände und Fragestellungen?**

In der Soziologie bin ich sehr stark von Max Weber geprägt, er ist bis heute in vielen Fragestellungen präsent. Von Popitz habe ich vor allem den methodischen Zugang gelernt, die genaue Beobachtung – das war vielleicht auch so ein Weg in die Ethnologie, über die teilnehmende Beobachtung. Für meine Dissertation in der Soziologie habe ich ja ein halbes Jahr lang in einer Restaurantküche in München gearbeitet, lange bevor die Soziologie den Begriff der »Teilnehmenden Beobachtung« überhaupt kannte. Das hat mich sehr interessiert, wobei in meinem Fall auch immer noch diese exotische Sehnsucht nach Afrika im Hintergrund stand. Nach der Promotion, zu einem deutschen Thema (»Norm und Sanktion«. 1967), bemühte ich mich darum, nach Afrika zu kommen.

### **Was genau hat Sie, als jungen Menschen, an Max Weber so sehr fasziniert?**

Ich glaube, es war »Wirtschaft und Gesellschaft«, das ja im Vergleich zu seinen religionssoziologischen Schriften am sperrigsten zu lesen war. Ich kann nicht mehr genau sagen, was mich daran so faszinierte; ich denke, es war so ein bestimmtes Verständnis von Gesellschaft.

### **Studiert haben Sie also in Heidelberg, Basel, Hamburg...**

Ja, in Heidelberg, Hamburg, Bordeaux, Basel und Freiburg. So war die chronologische Abfolge.

### **Also haben Sie fünf unterschiedliche Universitätskulturen kennen gelernt. Studierten Sie stets Soziologie und Ethnologie parallel?**

In dem Jahr in Heidelberg gab es, wie gesagt, kaum Veranstaltungen am Institut. Erst in Hamburg und vor allem im Frankreich bin ich zunehmend in die Materie hinein gekommen. Eigentlich bin immer stark durch den französischen Diskurs geprägt gewesen, bis heute interessieren mich die französischen Debatten. Durch meine anfangs beschriebenen Erfahrungen im Schwarzwald und aufgrund der Schulausbildung spreche ich auch besser Französisch als Englisch. In die Ethnologie vertiefte ich mich eigentlich erst sehr stark in Bordeaux, später dann auch in Basel bei Bühler und Schmitz, der dann kurz Direktor am Frobenius-Institut in Frankfurt wurde. In Freiburg studierte ich Ethnologie bei Herzog.

### **Mit welchen Lehrenden kamen Sie in Bordeaux in Kontakt?**

Interview mit Gerd Spittler vom 06.11.2009, durchgeführt in Berlin (Freigabe durch G. Spittler am 21.07.2011)  
Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot  
Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

In der Soziologie studierte ich bei Bourricaud, der mich mit Raymond Aron bekannt machte. In der Ethnologie gab es Abribat, der aber eher ein Theoretiker war – ich weiß gar nicht, ob er auch Feldforschungen durchgeführt hatte. Es ist jetzt auch nicht so, dass er mich besonders geprägt hat. Vielmehr hatte ich einfach immer den Eindruck, dass die Ethnologie eigentlich das Fach ist, zu dem ich berufen bin.

**Das heißt, einerseits gab es bei Ihnen ein Interesse an gesellschaftlichen Fragen und der Methode der teilnehmenden Beobachtung, andererseits hatten Sie einen emotionalen Bezug zu Afrika.**

Ja genau. Als ich in der Zeit nach der Promotion von der Soziologie zur Ethnologie übergang, gab es in diesem Übergangsbereich eigentlich nur Georg Elwert und mich. Elwert versuchte die Ethnologie zu soziologisieren und ich fühlte mich immer wie ein Paulus, der zum Saulus wurde. Ich wollte mich jetzt voll auf diese Sachen einlassen. Schon damals merkte ich, dass meine Interessengebiete verstärkt von soziologischen Traditionen her kamen – beispielsweise ist Herrschaft ein wichtiges Thema. Das ist es in der Ethnologie heute natürlich auch, aber früher hat man das kaum bearbeitet. Auch mein Hauptthema, die Arbeit, ist zumindest in der heutigen Ethnologie ein Randthema. Letztes Jahr habe ich ja ein Buch über die »Founders of the Anthropology of Work«<sup>1</sup> veröffentlicht, das sich gewissermaßen mit der verschütteten Tradition der deutschen Ethnologie beschäftigt und sie wieder zu beleben versucht. Auch da sah ich wieder, wie ich meine soziologischen Prägungen mit in die Ethnologie bringe. Zur Zeit meines Studiums fing die Ethnologie hingegen gerade erst an, sich für moderne Bereiche zu öffnen. Ursprünglich befasste man sich mit traditionellen Gesellschaften, die mich im Übrigen auch nach wie vor interessieren. Damit bin ich jedoch völlig outdated, denn inzwischen gibt es ja - salopp ausgedrückt - keine größere Beschimpfung für einen Ethnologen als die Aussage, dass er sich mit dem Traditionellen beschäftigt.

Ich habe meinen Beitrag zur Moderne als Soziologe geleistet, nun arbeite ich zu den Jägern und Sammlern sowie den Nomaden. Ich will jetzt gar kein bestimmtes Programm aufstellen, mit dem sich die Ethnologie zu befassen habe, doch mich persönlich hat die Erforschung der traditionellen Gesellschaften stets sehr angesprochen. Daher plane ich auch eine Veröffentlichung, in der ich die Arbeit von Jägern und Sammlern und von Bauern mit moderner Industriearbeit und postindustrieller Arbeit vergleiche. Doch meinen - wenn Sie so wollen - romantischen Zugang zur Ethnologie habe ich mir bis heute bewahrt und bin immer erstaunt, wenn ich beispielsweise auf Tagungen bemerke, wie unzeitgemäß eine solche Haltung inzwischen zu sein scheint. Die deutsche Ethnologie ist ja im Vergleich - etwa zu den USA, England oder Frankreich - doch relativ klein und während meiner Studienjahre setzte man sich noch vorwiegend mit den traditionellen Gesellschaften auseinander – mir fällt zum Beispiel das zweibändige, nach dem Tod von Baumann herausgegebene Werk »Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen«<sup>2</sup> ein. Das war ein typisches Produkt dieser Zeit. Doch dann kippte das total um und heute wird vor allem zur städtischen Bevölkerung geforscht, niemand scheint mehr zu Bauern oder Nomaden zu arbeiten. Das ist natürlich auch in anderen Ländern so, aber dort gibt es weiterhin Forschergruppen, die ihren Schwerpunkt auf traditionelle Gesellschaften legen. Das wird hier vielleicht nicht so stark wahrgenommen.

**1968 erhielten Sie Ihre erste wissenschaftliche Assistenz, bei den Soziologen in Freiburg. Damals gab es ja durchaus Versuche, ethnologische und soziologische Ansätze zu verbinden - etwa die ethno-soziologische Richtung unter Mühlmann oder die Arbeiten von E.W. Müller und Lorenz Löffler.**

Nun, Müller hat sich in seinen späten Jahren ja wieder davon abgewandt – und natürlich gab es Lorenz Löffler, doch mein Eindruck war, dass es insgesamt eine Minderheit war, die sich mit solchen Sachen befasste. Das änderte sich erst durch das Max-Planck-Institut, dessen Mitarbeiter nun die Großproduzenten der Wissenschaft sind. Sowohl Chris Hann als auch Günther Schlee beherrschen die ethno-soziologische Tradition, von daher ist es heute schon anders als früher. Damals fiel mir eher auf - zum Beispiel bei den Begutachtungen, an denen ich teilnahm oder auch bei den Fachzeitschriften -, dass die Ethnologie in einer defensiven Position war und sich eben vorwiegend traditionellen Themen widmete. Löffler und Müller waren im Vergleich zur Gesamtzahl der Professoren natürlich vereinzelt, zudem wurden sie von vielen Kollegen nicht als Ethnologen angesehen.

**Die Studenten der späten sechziger Jahre waren ja nicht nur an den wissenschaftlichen oder gesellschaftlichen Entwicklungen im eigenen Land interessiert, sie setzen sich zunehmend auch mit den damaligen Gegenwartsthemen der so genannten Dritten Welt auseinander. Wie schätzen Sie diese Strömung ein?**

---

<sup>1</sup> Gerd Spittler, Founders of the Anthropology of Work. German Social Scientists of the 19th and Early 20th Centuries and the First Ethnographers, LIT Verlag, Berlin, 2008.

<sup>2</sup> Hermann Baumann (Hrsg.), Die Völker Afrikas und ihre traditionellen Kulturen, Steiner Verlag, Wiesbaden, 1975.

Ich kannte einige Personen, die 1967/68 beteiligt waren, doch ich selbst war damals schon als wissenschaftlicher Assistent bei der Soziologie in Freiburg tätig und bekam das auf der persönlichen Ebene weniger stark mit. All diese Auseinandersetzungen und Verletzungen zwischen den einzelnen Leuten erfuhr ich nur aus Erzählungen. Eine Professur bei den Ethnologen erhielt ich erst 1988 in Bayreuth, und obwohl ich auch vorher oft an den DGV-Tagungen teilnahm, war ich beispielsweise 1969 in Göttingen nicht dabei. Von den damaligen Konfrontationen wurde mir ebenfalls nur berichtet, und wenn man die Dinge nicht selbst erlebt hat, dann sieht man das doch relativ cool oder mit einer gewissen Distanz. Ich konnte mich daher auch nicht so sehr echauffieren. Die Fachgeschichte der Ethnologie interessiert mich - neben anderen Dingen - sehr stark und ich verfolge auf den Tagungen auch immer mit Spannung die Debatten über die damalige Zeit, aber gleichzeitig bleibt es mir irgendwie fremd. Die Konflikte wurden auch weniger an theoretischen Fragen thematisiert, sondern eher mit Blick auf die *political correctness* abgeklopft – ob jetzt diese oder jene Person ein Nazi oder Rassist gewesen sei. In der Soziologie beschäftigte mich das auch eine Weile, weil ich in dem Fach ja groß geworden bin, aber generell habe ich den Fokus nicht so sehr auf dieses Problem gelegt. Ich lese viele der älteren Autoren auch einfach deshalb, weil sie wirklich interessant sind.

### **Wie würden Sie denn den Umschwung vom Historischen zum Sozialwissenschaftlichen in der Ethnologie beschreiben?**

Ich würde diesen Wandel eigentlich nicht so früh wie 1968 ansetzen – nun gut, in der Studentenbewegung gab es schon Leute wie Fritz Kramer, die sich stärker mit soziologischen Ansätzen befassten. Doch ich habe den - vielleicht falschen - Eindruck, dass sich die Ethnologie wieder sehr schnell von politisch brisanten Fragen zurückgezogen hat. 1968 waren natürlich alle dabei. Kramer kam aus Heidelberg angefahren und machte in Freiburg Veranstaltungen über »Das Kapital« für Soziologen und Ethnologen. Insgesamt kam es mir aber so vor, dass vor allem die Soziologen und Ökonomen bestimmend waren, während die Ethnologen sich mehr in der Nische des Kulturellen ansiedelten, wo sie das Monopol hatten und ihnen niemand ihre fraglos vorhandene Kompetenz streitig machen konnte. So ist zumindest meine Interpretation, Sie können mich gerne korrigieren. Mit den Bevölkerungen, die als arm qualifiziert werden, hatten ja vor allem die Soziologen zu tun – wie viele Ethnologen arbeiten denn ernsthaft über dieses Thema? Wie gesagt, mit der Gründung des Max-Planck-Instituts und der Menge an neuen Wissenschaftlern ist das natürlich ganz anders geworden. Vielleicht ist das aber auch nur meine Perspektive, weil ich die wissenschaftliche Sozialisation nicht als Ethnologe, sondern als Soziologe durchlief.

### **Wie sah Ihre Sozialisierung innerhalb der Soziologie aus? Und wie begegnete man dort Ihrem Interesse am Ethnologischen?**

Um es salopp auszudrücken: Es wird ja immer als interessant erachtet, wenn jemand über die „Wilden“ zu berichten weiß. Insofern habe ich etwas thematisiert, was mir bis heute wichtig ist. Ich mache ja sehr intensive Feldforschungen, bei den Tuareg war ich beispielsweise sechs Jahre. Mit ihnen habe ich wirklich gelebt und bewerte die Feldforschung nach wie vor als das Zentrale der Ethnologie. Auf der anderen Seite fand ich immer kühne Theorien reizvoll, egal woher sie kamen. Ich lese lieber Max Weber, Hegel, Herder oder Ibn Chaldun als das, was heute geschrieben wird. Schon in Freiburg waren meine Veranstaltungen immer theoretisch angelegt und für die Soziologen war es interessant, wenn ich über Herrschaft arbeitete. Das ist ja, wie gesagt, eines meiner Hauptfelder und das versuchte ich zu vermitteln. Man kann also einerseits nicht detailliert und intensiv genug Feldforschung betreiben, andererseits kann man auch nicht kühn genug in Hinblick auf die Theorien sein. Das muss man miteinander konfrontieren. In diesem Kontext ist auch mein Wechsel nach Bayreuth zu sehen: Ich war eigentlich sehr zufrieden bei der Soziologie in Freiburg und ging im Wesentlichen wegen der Interdisziplinarität nach Bayreuth, wo es die vielen Afrikawissenschaften gibt.

### **Als Sie 1968 als wissenschaftlicher Assistent in Freiburg anfangen, wie reagierte man da bei den Soziologen auf jemanden, der die Teilnehmende Beobachtung ins Zentrum seiner Methodik stellt? Meiner Meinung nach gibt es diesbezüglich ja bis heute große Vorbehalte in der Soziologie.**

Was die heutige Situation in der Soziologie angeht, so ist die Ethnographie natürlich ein starker Strang. Doch dieser ist unter stetem Beschuss und immer ein bisschen in der Defensive. Damals kamen gerade neue Impulse aus der amerikanischen Soziologie zu uns, es ging vorwiegend um quantitative Ansätze und die Survey-Forschung. Popitz war jedoch jemand, der für seine industriesoziologischen Untersuchungen bereits Teilnehmende Beobachtung in einer Fabrik gemacht hatte und auch später sehr viele subtile Beobachtungen sammelte – beispielsweise auf Kreuzfahrtschiffen, wo er untersuchte, wie sich wer einen Liegestuhl eroberte und gegen die anderen Gäste absicherte. Für ihn galten die dabei gewonnenen Einsichten als zentral und eine solche Art der Forschung war zu diesem Zeitpunkt in der Soziologie recht ungewöhnlich. Heute ist es zumindest eine starke Variante innerhalb des Faches.

### **Arbeiteten Sie in Freiburg auch mit dem Bergstraesser-Institut zusammen?**

Ich kannte die Personen, die dort tätig waren, doch ihre Ausrichtung war mir zu angewandt und zu sehr auf die Entwicklungspolitik bezogen. Wir hatten jedoch Kontakt.

### **Können Sie Rolf Herzog aus Ihrer Sicht beschreiben?**

Meine erste Erfahrung mit Herzog war folgende: Ich kam ja mit Popitz von Basel nach Freiburg und damals wurden gerade die Fakultäten umstrukturiert. Herzog war es dabei zum einen äußerst wichtig, dass er nicht zu den Soziologen kommt. Daher ging er zu den Geographen, wo die Ethnologen lange angesiedelt waren, bis sie vor kurzem mit den Soziologen zusammenkamen. Außerdem war Herzog damals Co-Referent bei der Dissertation von Sigrist, die sich mit segmentärer regulierter Anarchie befasste. Am liebsten hätte er diese Arbeit abgelehnt. Herzog hielt also nicht viel von der Soziologie. Ich muss allerdings dazu sagen, dass ich ihn stets respektiert habe. Zu seinem siebzigsten Geburtstag hielt ich die Laudatio und fing damals auch gerade an, seine Schriften über die Nomadenforschung durchzuarbeiten. Insgesamt war er eine äußerst integre Person, die sehr geschätzt wurde – was ja nicht selbstverständlich ist. Viele seiner Studenten sind später Professoren geworden.

### **Herzog hat ja zum nordafrikanischen Raum gearbeitet. Gab es da Anknüpfungspunkte zu Ihren Forschungen bei den Tuareg?**

Nein, denn zu diesem Zeitpunkt - ich studierte noch - war ich noch gar nicht in Afrika gewesen. Im Rigorosum war zwar Nordafrika eines meiner Prüfungsthemen in der Ethnologie, aber meine Dissertation war ja über Deutschland. Aber natürlich hatte ich seine Schriften zu den Nomaden gelesen; sie standen auch nicht so richtig in der Tradition der historischen Ethnologie. Herzog war ja eher ein Synkretist, der sich von dieser Schule distanzierte. Soziologische Fragen interessierten ihn jedoch dezidiert nicht, auch bei den Nomaden nicht. Er hielt nichts von der britischen Sozialanthropologie. Schmitz hingegen, der ja eigentlich aus der historischen Anthropologie kam, rezipierte in Basel sehr stark die britische Sozialanthropologie und gab auch Seminare darüber. In der kurzen Zeit, die ich bei ihm hörte, bestärkte er mich darin, mich auch damit zu beschäftigen. Doch wie gesagt, eigentlich bin ich sehr stark von der französischen Tradition geprägt, also Leuten wie Descola und den Marxisten; weniger von Godelier, aber von Meillassoux – also ganz verschiedenen Richtungen. Es gibt ja auch die Strömung der materiellen Kultur und der Technik, beispielsweise mit Leroi-Gourhan oder Haudricourt, das nahm ich ebenfalls auf. Vielleicht liegt mir auch ihr Stil besser. Von den Franzosen bekam ich auf jeden Fall eine Menge Anregung, in einer bestimmten Zeit auch von Bourdieu.

### **Wie sieht es mit Lévi-Strauss aus?**

Ich habe ihn schon gelesen und mich mehrfach mit ihm beschäftigt, aber er blieb mir irgendwie fremd. Descola, ein Schüler von Lévi-Strauss, sagte mir mehr zu.

### **Im Zuge dieses Forschungsprojekts zur bundesdeutschen Fachgeschichte ist mir aufgefallen, dass die französische Ethnologie von den deutschen Kollegen Ihrer Generation - bis auf ein paar Ausnahmen - eigentlich kaum rezipiert wurde.**

Nun, vielleicht liegt es auch an der Sprache, denn relativ wenige Personen lesen die französischen Werke im Original. Lévi-Strauss ist ja schon übersetzt worden, doch die anderen Autoren nicht so schnell – beispielsweise Descolas großes Werk »Par-delà nature et culture«<sup>3</sup> ist erst jetzt in deutsch erschienen. Ich denke daher schon, dass es mit dem Sprachlichen zu tun hat, und auch der politische Kontext spielt eine Rolle. Der amerikanische Einfluss ist einfach sehr groß. Als ich in der Soziologie anfang, habe ich es auch so wahrgenommen. In den sechziger Jahren gab es dann aber Figuren wie Habermas oder Luhmann, die etwas Eigenständiges entwickelten. Von der Ethnologie konnte man das nicht sagen, sie wurde schon sehr stark überrannt – nicht aktiv überrannt, aber die Art und Weise, wie etwas rezipiert wurde, orientierte sich schon sehr an den USA. Gleichzeitig war das natürlich auch sehr selektiv: Es gibt die Fachzeitschrift »Current Anthropology«, die ich auch nach meiner Emeritierung noch immer im Abo beziehe, sie ist relativ breit gefächert. Vier Fünftel von dem, was da besprochen wird, macht in Deutschland niemand. Sie sind in den USA auch sehr in den naturwissenschaftlichen und ökologischen Richtungen vertreten – und die Anthropologie in ihrer Breite wird in Amerika sehr ernst genommen. In Deutschland gab es vor allem eine bestimmte Art der US-amerikanischen Anthropologie, die genau wahrgenommen wurde und bestimmend war.

---

<sup>3</sup> Philippe Descola, Par-delà nature et culture, Gallimard Verlag, Paris, 2006.

**Um noch einmal auf Frankreich zurück zu kommen: Die französischen Philosophen der fünfziger und sechziger Jahre - etwa Sartre, de Beauvoir oder Barthes - wurden in Deutschland ja durchaus sehr genau rezipiert. Auch von den Ethnologen?**

Das fand meines Erachtens nur für eine gewisse Zeit statt. Auch als in den siebziger Jahren die französischen Marxisten hierzulande stärker wurden, hat man sie zwar rezipiert, aber nur relativ kurz. Ich beneide die Kollegen in Frankreich in gewisser Weise immer darum, denn auch aufgrund der kolonialen Vergangenheit gibt es dort eine größere Fachbreite und zudem eine viel größere Rezeption in der Öffentlichkeit. Auch sind da viel mehr Ethnologen beschäftigt, etwa beim CNRS. Es bestehen also ganz andere Möglichkeiten und es existiert eine Vielzahl unterschiedlicher Traditionen, die hochgehalten werden. In Deutschland - und das hat auch mit der politischen Situation zu tun - wird erstmal auf alles euphorisch reagiert, anschließend wird alles verdammt. Ich finde es schade, wie hier die Wissenschaftsgeschichte in der Ethnologie behandelt wird. Man interessiert sich viel zu wenig dafür, was die Leute inhaltlich konkret gemacht haben, sondern ist immer noch zu stark von der politischen Perspektive dominiert. Thurnwald ist beispielsweise eine politisch ganz dubiose Figur, aber er hat einfach tolle Werke verfasst. Ich bekam in den USA auch relativ viel Resonanz auf das Buch über Arbeit, viele fanden es toll, dass Thurnwald wieder zugänglich gemacht wurde. Das ist in Deutschland so nicht möglich, was eventuell an der Enge des Faches liegt. In Frankreich oder England werden weit mehr Ethnologen beschäftigt und in den USA gibt es mehr Kollegen als in den anderen Ländern zusammen.

**In England werden momentan die Stellen im wissenschaftlichen Bereich aber stark abgebaut, während es in der deutschen Ethnologie nicht nur mehr Professuren, sondern auch neue Mitarbeiterstellen gibt. Dabei wird versucht, das Fach verstärkt interdisziplinär einzubinden. Die „romantische“ Tradition wird hingegen meiner Meinung nach nicht mehr so gefördert. Teilen Sie diese Ansicht?**

Ja, ich war im Frühjahr auf einem Studierendentreffen in Bayreuth, wo ich als Emeritus vorgestellt wurde und über die Ethnologie früher berichten sollte. Ich wies auf die romantische Motivation hin und drückte mein Erstaunen darüber aus, dass es das kaum noch geben würde. Doch mich würde mal interessieren, wie es damit bei den heutigen Studenten aussieht. Zu meiner Zeit gehörte das Romantische noch zu den Motiven eines jeden, der Ethnologie belegte. Einige gegenwärtige Studenten meinten, dass sie auch ein solches romantisches Interesse hätten, aber von ihren Professoren zu hören bekämen, dass diese Gesellschaften nicht mehr existieren oder sich stark verändert haben – es hätte also keinen Sinn mehr.

**Ich persönlich habe auch manchmal den Eindruck, den Studenten würde das Romantische, das Besondere oder das Exzentrische ein wenig ausgedet. Dabei kann es ja auch eine Stärke des Faches sein. Während meiner eigenen Studienjahre war die romantische Tradition nicht nur bei den Studenten, sondern auch noch bei den Lehrenden vorhanden – in Form eines Interesses am Verstehen, nicht ausschließlich am Erklären.**

Insgesamt haben Sie vielleicht einen besseren Überblick als ich, doch was mich persönlich betrifft, da kann ich sagen: Meinen Beitrag zur Moderne habe ich in der Soziologie geleistet und brauche daher kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn ich mich jetzt mehr für traditionale Aspekte interessiere. Ich halte es für das Fach Ethnologie auch für problematisch, wenn es davon ausgeht, in Afrika nur zu Städten und städtischer Arbeit zu forschen – und die Nomaden oder Bauern völlig außen vor zu lassen. Ich weiß nicht, ob die Ethnologie auf diese Weise ihre Identität längerfristig bewahren kann. Diejenigen Ethnologen, die in meiner Generation oder in der Vorgängergeneration zu modernen Phänomenen forschten, wie etwa Mary Douglas, haben ihre Prägung noch dadurch bekommen, dass sie jahrelang zu traditionellen Gesellschaften arbeiteten. Das hat auch ihre anderen Untersuchungen beeinflusst, das war ihr spezifischer Zugang und sicher auch ein Vorteil gegenüber den Soziologen oder den Cultural Studies. Nun gibt es aber eine Generation, die diese Erfahrung nicht mehr hat, und mir ist in der Tat nicht klar, welche Identität noch in Abgrenzung zu anderen Sozialwissenschaften existiert, die ja auch ethnographisch arbeiten.

**Andererseits gibt es ja immer Konjunkturen und sich abwechselnde Phasen. Kommende Generationen haben eventuell wieder weniger Interesse an der jetzigen Form der Forschung und wollen als Gegenreaktion wieder stärker ins Feld gehen.**

Mark Münzel sagte vor zehn Jahren zu mir, dass die jungen Leute nicht mehr raus ins Feld gehen wollen. Diese Erfahrung habe ich bis zum Ende meiner akademischen Laufbahn eigentlich nicht gemacht, wobei ich vielleicht auch eine bestimmte Art von Studenten anzog. Wir hatten über die Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereiche ja auch sehr gute Möglichkeiten, um die Forschungsaufenthalte für ein oder zwei Jahre zu fördern. Und die Studierenden wollten auch intensiv ins Feld. Ich denke, das ist heute noch so, es gibt auch immer noch Studenten mit einem großen

Interesse daran – aber ich sehe jetzt eigentlich niemanden, der noch offensiv dieses romantische Ideal vertritt. Diejenigen meiner Schüler, die zu traditionellen Themen forschten, wie beispielsweise Kurt Beck oder Georg Klute oder Till Förster, untersuchen heute, wie sich moderne Einflüsse mit dem Traditionellen mischen. Sie haben alle noch anders angefangen: Kurt Beck war zwei Jahre bei Nomaden im Sudan, Georg Klute war bei Tuareg-Nomaden, Till Förster bei Bauern im Norden der Elfenbeinküste. Inzwischen arbeitet aber niemand von ihnen mehr zu diesem Bereich. Ich selbst habe ja, ebenfalls in Bayreuth, einen Sonderforschungsbereich mit dem Thema »Lokales Handeln in Afrika im Kontext globaler Einflüsse« initiiert.

**Wie erklären Sie sich, dass einige Ihrer Schüler mit Feldforschungen bei traditionellen Gesellschaften begannen und heute zu Modernisierungs- und Globalisierungseffekten arbeiten?**

Ich persönlich komme, wie gesagt, aus der Moderne und entschied mich aus Interesse irgendwann für die Sachen, welche meist eher von den Ethnologen untersucht wurden. Es ist ja auch berechtigt, sich mit etwas zu befassen, was unter Beschuss steht. Ich arbeite viel mit Tuareg-Studenten zusammen, die nicht Soziologie oder Ethnologie, sondern Jura, Ökonomie, Medizin studieren. Sie interessieren sich natürlich für die Modernisierung, aber auch für die Traditionen. Sie haben mich extra gebeten, einmal in der Ferienzeit zu ihnen zu kommen, wenn sie zu Hause sind, um Rituale und alte Bräuche aufzunehmen. Die Studenten interessieren sich auch dafür, ein Museum dort einzurichten. Manche hier nennen das „museal“.

**Vielleicht ist es museal – aber das ist etwas Positives. Zudem fehlt den Globalisierungsstudien oftmals die historische Perspektive und das Interesse an kulturhistorischen Fragestellungen. Natürlich spielen aber auch die äußeren Zwänge eine Rolle: Womit sollte man sich thematisch beschäftigen, um nicht wegrationalisiert zu werden.**

Ja, die gerade erwähnten Schüler von mir gehen nach wie vor ins Feld: Kurt Beck ist immer ein Monat im Sudan, Till Förster forscht in Kamerun und an der Elfenbeinküste. Ich weiß auch gar nicht, ob es stimmt, dass die Mittelvergabe oder die Gutachter Projekte mit Modernisierungsthemen favorisieren. In anderen Fächern, wie etwa der Soziologie, stelle ich immer fest, dass man nicht erwartet, noch eine Geschichte über die Anpassung der traditionellen Gesellschaften an die Moderne serviert zu bekommen. Der SFB, den ich in Bayreuth gegründet habe, befasste sich auch mit Globalisierung und der Aneignung der Moderne. Für meine tiefsten Interessen hätte ich aber niemals eine Mehrheit gefunden, um dazu einen SFB einzurichten – insofern sind es schon auch strukturelle Zwänge.

**Oder Zwänge, von denen man glaubt, dass sie existieren.**

Ja. Wenn ich jedoch mit Kollegen anderer Fächern spreche, dann legen sie oft keinen allzu großen Wert darauf, dass ich ihnen jetzt die soziologischen Aspekte der Ethnologie zeige oder neuerdings etwas zum sozialen Wandel sagen kann. Sie sind vielmehr genau am anderen Ende interessiert. Das Entscheidende ist zudem, dass die Studenten einfach auch die alten Sachen spannend finden; mit ihnen - und ebenso mit den Soziologen - kann man etwas machen. Das ist auch der Grund, warum ich nach der Emeritierung noch weiter und gerne unterrichte.

**Herr Spittler, mich interessiert auch Ihr institutioneller Übergang von der Soziologie in die Ethnologie, der sich 1988 mit Ihrem Wechsel nach Bayreuth vollzog. Wie verlief die Bewerbung für diese Stelle und welche Situation fanden Sie in Bayreuth nach Ihrer Ankunft vor?**

Es war ein neuer Lehrstuhl, eine Stelle, die neu geschaffen wurde. Christoph Winter war bereits da. Nachträglich muss ich sagen, dass ich vielleicht auch etwas Glück hatte – denn als ich später Ausschreibungen verfolgte, wurde mir klar, wie schwer es für jemanden ist, der nicht in dem Fach habilitiert hat. Egal wie gut man diese oder jene Person findet, man hat ja eigentlich genug eigenen Nachwuchs. Von daher war die Situation für mich recht positiv, meine Promotion und Habilitation waren ja im Fach Soziologie. Es gab in Bayreuth zuvor bereits einen anderen SFB, in dem ich Gutachter war, dort hatte ich stark darauf gedrängt, dass noch ein Lehrstuhl für Ethnologie geschaffen wird.

**Heißt das, die ausgeschriebene Professur hing mit dem Sonderforschungsbereich zusammen?**

Ja. Ich habe mich dann beworben und die Stelle bekommen.

**Als Sie in Bayreuth anfangen, gab es neben Ihnen also nur Christoph Winter?**

Ja genau. Die Stelle, die von Thomas Bargatzky besetzt wurde, kam erst später. Sie lief über die Fiebiger-Professur, die

wir beantragt hatten. In Bayern wurden diese Stellen später etatisiert. Aber die drei Ethnologieprofessuren waren zeitweilig gefährdet. Einmal bekam ich einen Brief vom zuständigen Referenten des Ministeriums. Er schrieb, dass bei den bestehenden Studentenzahlen eine C4-Stelle ausreichen würde und die anderen beiden - Winter und Bargatzky - nach der Pensionierung wegfielen. Daraufhin mobilisierte ich den Hochschulrat und am Ende kam in der Tat noch eine Juniorprofessur hinzu. Durch die Graduate School in der Exzellenzinitiative (BIGSAS) ist die Ethnologie auch jetzt relativ gut aufgestellt.

**Was war Ihr Ziel, als Sie nach Bayreuth kamen? Was wollten Sie dort in der Ethnologie erreichen?**

Zum einen wollte ich mich für mich selbst - obwohl ich mich bei den Freiburger Soziologen ja sehr wohl gefühlt habe - voll in die spezifische Fachkultur der Ethnologie einarbeiten. Ich hatte eigentlich zwei Themen, die dann auch geblieben sind und von mir bis heute verfolgt werden. Dafür baute ich dann einen Kreis auf. Das eine ist das Thema Arbeit, das andere ist die materielle Kultur, sind die Bedürfnisse und der Konsum – also quasi die Komplementäre zur Arbeit. Ich habe zwar auch noch andere Sachen gemacht, aber das sind im Prinzip die beiden Bereiche, bei denen ich zudem die Chance sah, etwas aufbauen zu können. Das galt auch mit Blick auf die Promotionen. In Freiburg promovierten zuvor ja meist Soziologen bei mir, die im Nebenfach vielleicht Ethnologie belegt hatten.

**Wie waren denn die anderen Professuren in Bayreuth - beispielsweise die von Christoph Winter - aufgestellt?**

Christoph Winter befasst sich mit ganz anderen Punkten und steht in Deutschland wohl mit am stärksten zu einer historischen Ethnologie und deren Tradition. Was Thomas Bargatzky betrifft, der unter Fischer studierte hatte, so hat er sich geändert und sagt seit Jahren, dass er kein Ethnologe mehr sei und mit dem Fach nichts zu tun haben will. Insofern ist es schwer, etwas zu ihm zu sagen. Vielleicht hat er sogar so eine romantische Tendenz und in gewisser Weise besitze ich dazu sogar Affinitäten.

**Meine Frage bezog sich vor allem auf Ihre erste Zeit in Bayreuth, Ende der achtziger Jahre.**

Damals gab es, wie gesagt, nur Winter und mich. Schlee war damals noch in Bayreuth und ging gerade weg, als ich kam. Er hatte bei Winter habilitiert und verließ Bayreuth in Richtung Bielefeld.

**Wie würden Sie - als eine Person, die sich sowohl mit Soziologie als auch mit Ethnologie befasst hat - Ihr Verhältnis zur Bielefelder Schule beschreiben?**

Es gab eigentlich keines. Nun gut, mit Georg Elwert war ich befreundet, das ist noch etwas anderes. Er steht auch nicht als typisch für diese Richtung, sondern eher Hans-Dieter Evers. Ich konnte mit diesen Themen jedoch nicht so viel anfangen, obwohl es eigentlich Sachen waren, die mich interessierten – wie beispielsweise die Beschäftigung mit den Haushalten. Das hatte jedoch nichts Ethnologisches und ich denke, letztendlich war mir das zu soziologisch. Bei Elwert konnte man noch am ehesten eine Verbindung zur Ethnologie sehen. Was Bielefeld betrifft, so war es insgesamt nicht so eine attraktive ethno-soziologische Richtung für mich.

**Können Sie mir denn etwas zum Verhältnis der drei deutschen Institute sagen, die einen Afrika-Schwerpunkt haben – also Bayreuth, Mainz und Köln? Gab es da eventuell Konkurrenzbeziehungen?**

Nun, die Kölner Kollegen hatten immer einen stark ökologischen Schwerpunkt, während man in Mainz unter Bierschenk und Lentz eher in die Richtung von Elwert ging. Keine Ahnung, ob da möglicherweise eine Konkurrenz besteht, ich persönlich habe das nie als ein Problem empfunden. Die Kölner haben sowieso ihren eigenen Weg, die Mainzer haben schon eher eine ähnliche Richtung wie Bayreuth. Eigentlich kann ich wenig zu der möglichen Konkurrenz sagen, wobei sie objektiv betrachtet vielleicht vorhanden ist. Ich denke, dass man das in Mainz auch so sieht.

**Unter Popitz gingen Sie für ein halbes Jahr in ein Restaurant, um dort teilnehmend zu beobachten. Hatten Sie die Methoden dafür während des Studiums gelernt oder war es vielmehr ein „learning by doing“?**

Malinowski hatte ich nicht gelesen, aber doch die soziologische Tradition: William Foote Whyte und Publikationen der Chicago School. Ansonsten war ich in der Tat von der Ausbildung her nicht darauf vorbereitet.

**Es war also eher der Sprung ins kalte Wasser, um schwimmen zu lernen?**

Ja. Ich weiß allerdings nicht, ob das heute so anders ist. Man lernt inzwischen natürlich sehr viele Techniken, wie man was in welchem einzelnen Feld macht, aber sich dabei tatsächlich auf etwas einzulassen – es war für mich wirklich eine Entscheidung, mich auf das Fremde einzulassen, also nicht mit der Freundin gemeinsam hinzugehen und nicht jeden Abend per Internet Kontakt nach Deutschland herzustellen. Sich auf das Andere einzulassen, das muss man eben auch wollen und können. Ich hatte aber auch Doktoranden, die für zwei Jahre in einem Dorf in Afrika lebten und dennoch mit dem Vorurteil, mit dem sie hingegangen waren, wiederkamen. So etwas gibt es auch. Ich meine, dass man natürlich viele Methoden lernen und beherrschen sollte und dann auch viel machen kann, aber die Bereitschaft, sich auf die Anderen einzulassen und die Kontakte zur Herkunftsregion kurz zu halten, halte ich für grundlegend.

**Natürlich – und auf dieser Grundlage kann man dann ja bestimmte Techniken anwenden.**

Ja, klar. Die ganzen Sprach- und Aufnahmetechniken sowie die Beobachtungstechniken sind ja jetzt vorhanden. Das hatte ich damals in der Tat nicht.

**Hatten Sie sich, etwa für Ihre weiteren Feldforschungen bei den Tuareg, mit Erhebungstechniken befasst?**

Quantitative Techniken kannte ich ja auch von der Soziologie, da habe ich vielerlei gemacht. Auch die Interviewtechniken sind bei den Soziologen viel differenzierter, als man das in der Ethnologie annehmen mag. Das kannte ich also und wandte es auch an. Innerhalb dieser Verfahren gibt es natürlich viele Methoden der Beobachtung und der Erhebungen, welche wir den Studierenden in Freiburg auch zu vermitteln suchten. Eine solche quantitative Ausbildung in der Soziologie fand ich an Freiburg sehr positiv.

**Führten Sie diese Methodenausbildung in Bayreuth weiter, mit Forschungsübungen, Erhebungsmethoden und Interviewtechniken?**

Ja, aber das war relativ beschränkt – gerade heute, wo es einen Methodenkurs im Bachelorstudium gibt, und noch mal einen im Masterstudium. Zum Teil gibt es auch Kombinationen mit anderen Fächern, wo zum Beispiel Statistik angeboten wird.

Was mich jetzt mal interessiert: In Ihrem Fragenkatalog werfen Sie ja auch auf, ob der deutschen Ethnologie der Vorwurf der Provinzialität gemacht werden könne. Ich persönlich finde ja zunächst mal die US-Amerikaner provinziell, weil sie keine anderen Sprachen außer ihren Feldsprachen lernen. Sie forschen meist im eigenen Land und nehmen gleichzeitig die Kollegen aus anderen Ländern auch kaum noch wahr. Auf der anderen Seite gibt es in den USA sehr viele Ethnologen, die in diversen Richtungen arbeiten. Dabei handelt es sich ja nicht nur um das, was hierzulande rezipiert wird, sondern auch um diverse andere Zweige, die ich mitverfolge – zum Beispiel Archäologie und ökologische Anthropologie, also eine sehr naturwissenschaftliche Ausrichtung. Es gibt dort wirklich ein breites Feld. Doch mein Eindruck ist schon, dass in Deutschland eine eigenständige Ethnologie existiert, die insofern nicht provinziell oder abgeschottet ist, als dass sie das Amerikanische - zumindest in Teilen - rezipiert hat. Was würden Sie denn als das Genuine der deutschen Ethnologie ansehen?

**Nun, zum Beispiel lag eine Stärke immer bei der materiellen Kultur, bei den Museen.**

Ja, das war zu einem früheren Zeitpunkt sicher eine große Tradition, doch ich meine die Gegenwart.

**Die museale und die akademische Ethnologie entwickelten sich ja seit den sechziger Jahren auseinander, aber heute gibt es Bemühungen, die verschiedenen Zweige wieder zusammenzuführen. Zum anderen zeichnet sich die deutsche Ethnologie meines Erachtens durch ihre historische Tiefe aus. Auch ist das unbedingte Muss der Feldforschung hierzulande sehr viel stärker präsent als in den USA. Und mir fiel auf, dass die meisten meiner Gesprächspartner sowohl von der kultur- als auch von der sozialanthropologischen Seite geprägt wurden. Dennoch gibt es in der deutschen Ethnologie eine Art Krisenbewusstsein, einer Verortung der eigenen Person an der Peripherie des Faches – oder des Faches an der Peripherie. Wie sehen Sie das?**

Ja, das entdeckte ich auch und es hat mich überrascht. Ich kam ja nicht nur mit einer romantischen Vorstellung vom Gegenstandsbereich des Faches in die Ethnologie, sondern auch von den Ethnologen. Schon als ich noch als Soziologe zu den DGV-Tagungen ging, bemerkte ich, dass die Ethnologen - im Vergleich - ein nicht so großes Selbstbewusstsein zu haben schienen. Zudem war ich jahrelang Gutachter für diverse Sonderforschungsbereiche, auch dort fiel mir das auf. Die Ethnologen empfanden sich immer als stark in der Defensive befindlich. Ich weiß nicht, ob das an den Universitäten auch so aussieht, in Bayreuth zumindest war es nicht so, denn die Ethnologie ist im Rahmen der

Afrikawissenschaften ein zentrales Fach.

Es gibt sicher verschiedene Gründe für dieses Selbstverständnis, marginal zu sein: Zum einen existiert keine Form von Stolz auf die Fachtradition, denn die Art, wie die Ethnologen sich diese vergegenwärtigen, führt nicht gerade dazu, auf sie stolz zu sein. Man kann ja die politische Ausrichtung diverser früher Fachvertreter durchaus kritisieren, aber ich finde, die deutsche Ethnologie - und sie war bis zum Zweiten Weltkrieg in vielen Bereichen führend - ist es auch heute noch wert, sich mit ihr auseinanderzusetzen und an sie anzuknüpfen. Auch die Franzosen und Engländer mögen ihre frühen Figuren kritisieren, aber es ist ganz klar, dass sie sich jeweils als Teil einer stolzen Tradition fühlen und daraus ihr Selbstbewusstsein beziehen. Zudem ist die deutsche Ethnologie in der Öffentlichkeit kaum präsent, auch das ist ein großer Unterschied zu Frankreich, England oder den USA.